

"Going native" in der Sozialarbeit

Kneidinger, Marcio

Veröffentlichungsversion / Published Version

Sonstiges / other

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Kneidinger, M. (2012). "Going native" in der Sozialarbeit. Linz. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-321019>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-SA Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-SA Licence (Attribution-NonCommercial-ShareAlike). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/4.0>

"Going native" in der Sozialarbeit

Bachelorarbeit

Zur Erlangung des Akademischen Grades

Bachelor of Arts in Social Science

FH Oberösterreich Fakultät für Gesundheit und Soziales Linz

Studiengang: Soziale Arbeit

Eingereicht von

Marcio Kneidinger

s0910561048

Gutachterin: Prof. (FH) DSA Dr. Marianne Gumpinger

Linz-Urfahr, 12. September 2012

Eidesstattliche Erklärung

Erklärung

Ich erkläre eidesstattlich, dass ich die vorliegende Arbeit selbstständig und ohne fremde Hilfe verfasst, andere als die angegebenen Quellen nicht benutzt und die den benutzten Quellen entnommenen Stellen als solche gekennzeichnet habe. Die Arbeit wurde bisher in gleicher oder ähnlicher Form keiner anderen Prüfungsbehörde vorgelegt.

Declaration

I hereby declare and confirm that this thesis is entirely the result of my own original work. Where other sources of information have been used, they have been indicated as such and properly acknowledged. I further declare that this or similar work has not been submitted for credit elsewhere.

Marcio Kneidinger

Kurzfassung

Die vorliegende Bachelorarbeit behandelt den Nähe-Distanz-Konflikt mit dem SozialarbeiterInnen und SozialarbeitsforscherInnen konfrontiert sind. In Zuge dessen wird der Zusammenhang mit "going native" dargelegt. Der Begriff "going native" wird definiert und in all seinen Implikationen die Sozialarbeit betreffend beleuchtet.

Es handelt sich um eine reine Literaturarbeit. Es wird Fachliteratur aus etlichen Wissenschaftsgebieten, primär der Sozial- und Kulturwissenschaften ausgewertet. Verschiedenste Bücher, Fachjournale, Lexika und Internetquellen werden diesbezüglich durchgearbeitet.

"Going native" ist ein Prozess, der in der Sozialarbeit Thema ist. Speziell die lebensweltorientierte Soziale Arbeit, als auch die Sozialarbeitsforschung, werden mit dieser Thematik konfrontiert. Im Rahmen der Arbeit werden die Risiken und Möglichkeiten die "going native" mit sich bringt aufgezeigt.

Abstract

This bachelor thesis deals with the closeness-distance-conflict social workers and social work researchers face and demonstrates the connection with "going native". The term "going native" is defined and illuminated in all its implications regarding social work.

This is a literary work evaluating literature from many scientific disciplines, primarily the social and cultural sciences. A wide variety of books, journals, reference books and Internet sources are analysed accordingly.

"Going native" is an issue in social work. Specifically life-world oriented social work and social work research are confronted with this process. Within the framework of this thesis the risks and opportunities concerning "going native" are identified.

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung	1
2. Definitionssache	5
2.1. "Going native"	5
2.2. Teilnehmende Beobachtung	6
2.3. "Over-Rapport"	8
2.4. Lebenswelt	9
2.5. Alltag und Alltäglichkeit	11
3. Sozialarbeitsforschung	13
3.1. Qualitative Methoden	14
3.2. Qualitative Interviews	16
3.2.1. Narratives Interview	17
3.2.2. Problemzentriertes Interview	18
3.3. Feldforschung	20
4. Lebensweltorientierte Sozialarbeit	23
5. Professionalität in der Sozialarbeit	29
5.1. Nähe und Distanz	32
6. Fazit	34
Literaturverzeichnis	39

1. Einleitung

Der Beruf Sozialarbeit geht mit verschiedensten Herausforderungen einher. Er verlangt Empathiefähigkeit, Engagement und Interesse an Menschen. Gepaart mit tiefen Einblicken in deren schwierige Lebensumstände kommt es für die ProfessionalistInnen zu einem besonderen Balanceakt zwischen Nähe und Distanz. Zweierlei Dinge sind nötig: einerseits sich auf die Lebenswelt der Klientel einzulassen, andererseits sich auch abgrenzen und distanzieren zu können (vgl. Poulsen 2009, S.13-15).

Dieser besondere Konflikt wird in der Diskussion um Professionalität in der Sozialarbeit angesprochen. Gerade die professionelle Fähigkeit zur Distanz ist ein wichtiges Charakteristikum sozialarbeiterischen Handelns. Jedoch wird Soziale Arbeit ebenso durch die Qualität der Beziehungsarbeit bestimmt. Zwei der Grundvoraussetzungen für Problemlösung in der Arbeit mit KlientInnen sind demnach sowohl die Wahrung von Distanz, als auch das Beibehalten professioneller Kompetenzen, die eine gute Qualität in der Beziehungsarbeit ermöglichen. Diese Herausforderung an die SozialarbeiterInnen wird auch in der lebensweltorientierten Sozialarbeit deutlich, in deren Rahmen sie sich der anderen Welt der Klientel aussetzen müssen (vgl. Thiersch 1993, S.23-25; Füssenhäuser 2006, S.135-136; Thiersch 2009a, S.121). Bei der lebensweltorientierten Sozialarbeit kommt es im Besonderen darauf an, auf die Menschen in ihrem Alltag und die in ihrer Lebenswelt vorliegenden Probleme einzugehen. Es ist also wichtig die KlientInnen mit einzubeziehen und ein umfassendes Wissen über sie innezuhaben. (vgl. Schmidt-Grunert 1999, S.17; Grunwald und Thiersch 2004, S.5; Füssenhäuser 2006, S.127).

In der Sozialarbeitsforschung wird die Ergründung der sozialen Lebenswelten noch einmal hervorgehoben. Sie fordert Respekt gegenüber den Lebensentwürfen hilfsbedürftiger Menschen und stellt die Voraussetzung für eine an ihnen orientierte soziale Intervention dar. Um Lebenswelten qualitativ verändern zu können ist es wichtig, die Lebenswelt der KlientInnen umfassend zu erfahren, ohne sich von ihren lebensweltlich drängenden

Problemen mitreißen zu lassen (vgl. Schmidt-Grunert 1999, S.17-18; Schrödter 2005, S.68).

Eine weitere Dimension des beschriebenen Nähe-Distanz-Konfliktes ist das Stattfinden Sozialer Arbeit im Lebensfeld der Klientel und deren Alltag. Also nicht nur in Beratungsstellen oder gesonderten Einrichtungen, sondern oft auch dort, wo Menschen sich täglich aufhalten. Das Prinzip der Alltagsorientierung beinhaltet, dass SozialarbeiterInnen sich auf den Alltag der KlientInnen einlassen müssen (vgl. Seithe 2010, S.35-36).

All diese Bereiche der Sozialarbeit und der Sozialarbeitsforschung zeigen jene besonderen Herausforderungen an ProfessionalistInnen auf, die in weiterer Folge zu einem Vorgang führen können, der als "going native" bekannt ist. In Zusammenhang mit den qualitativen Forschungsmethoden wird der Begriff im Rahmen der teilnehmenden Beobachtung auch als "over-report", "Verkaffern" oder "rôle-embracement" beschrieben. Dabei kommt es von Seiten der Forschenden beziehungsweise der Beobachtenden zu einer überstarken Identifizierung mit der beforschten Gruppe, einer sogenannten Rollenumarmung (vgl. Miller 1952, S.97-99; Suchanek-Fröhlich 1986, S.184; Fuller 2004, S.434).

Gerade als partizipativ Beobachtende müssen Forschende persönlich am Alltag jener Personen teilnehmen, die das Forschungsobjekt sind, um diese in weiterer Folge zu untersuchen und Daten zu sammeln. Daraus entsteht jene besondere Schwierigkeit, mit der Forschende in diesem Zusammenhang konfrontiert sind. Einerseits müssen sie sich sozusagen selbst für Forschungszwecke benutzen, andererseits jedoch ein "going native" vermeiden, welches gerade in der Sozialarbeitsforschung durch die enge Kopplung von Forschung und Feld eine besondere Gefahr darstellt (vgl. Platt 2004, S.797; Wolff 2005, S.121-122).

In der sozialarbeiterischen Praxis entsteht die Tendenz zum "going native" aus anderen Mechanismen heraus, aber auch hier ist es, z.B. für lebensweltorientiert Arbeitende, wiederum nötig sich auf eine 'Subkultur' und deren wirkliche Strukturen einzulassen, indem die eigenen Vorstellungen möglichst weit hinter sich gelassen werden. Es ist jedoch ebenso zwingend erforderlich dem "going native" zu widerstehen, um einem Rollenverlust

vorzubeugen (vgl. Thiersch 1993, S.23-24; Schmidt-Grunert 2004, S.57; Schrödter 2005, S. 68; Füssenhäuser 2006 S.135-136).

Diese einleitenden Worte veranschaulichen Teile der in dieser Arbeit behandelten Themengebiete. Basierend darauf ergibt sich die der Bachelorarbeit zugrundeliegende **Hypothese**:

"Going native" ist in der Sozialen Arbeit ein wichtiges Thema. SozialarbeiterInnen können sowohl in der praktischen Arbeit mit ihrer Klientel, als auch im Rahmen der Sozialarbeitsforschung mit dem Phänomen "going native" konfrontiert sein.

Nachfolgend möchte der Autor der vorliegenden Arbeit den Gedankengang, der dieser Hypothese zugrundeliegt, kurz frei skizzieren:

Ohne die Eigenständigkeit der Sozialarbeit als Wissenschaft in Frage zu stellen ist dennoch die Verbindung zur Soziologie und Kulturanthropologie/Ethnologie naheliegend. Die Verwandtschaft ist insofern augenscheinlich, da diese Professionen sich alle unter gewissen Umständen "ins Feld begeben" um dort tätig zu sein. Sie sind also in der Lebenswelt, dem Alltag und dem Lebensfeld einer bestimmten Person oder Personengruppe tätig. Sowohl die teilnehmende Beobachtung der Feldforschung als auch die lebensweltorientierte Sozialarbeit finden innerhalb dieses Settings statt. Dem Schritt ins Feld und der Beschreitung dieses Pfades liegen qualitative Methoden zugrunde, wobei neben anderen relevanten Werkzeugen speziell das narrative Interview eine zentrale professionsübergreifende Methode darstellt. Wenngleich auch die Motivation für die Arbeit im Feld und dementsprechend auch die resultierenden Ergebnisse je nach Profession unterschiedlich sein mögen, sind dennoch etliche grundsätzliche ethische Parameter bei allen gleich. Auch sind elementare Kompetenzen, die ins Feld mitgebracht werden müssen um brauchbare Resultate zu erhalten, innerhalb der beschriebenen wissenschaftlichen Gebiete einander sehr ähnlich. Qualitativ Forschende und PraktikerInnen der Sozialen Arbeit stehen in engem Kontakt mit den Menschen und ihrer Lebenswelt. Dementsprechend sind auch prinzipielle

Risiken, mit denen diese Professionen sich auseinander setzen müssen, miteinander vergleichbar. "Going native" ist eines dieser Risiken. Dieser Begriff wurde zunächst im Rahmen der Feldforschung und der Disziplinen, die selbige entwickelt haben, beschrieben. Er hat bis heute nichts an seiner Relevanz und Brisanz eingebüßt. Im Raum steht vor allem die Frage nach der Grenze des objektiven und qualitativ hochwertigen Nachgehens der professionellen Aufgabe, sei es in der Forschung oder in der sozialarbeiterischen Praxis.

"Going native" wird heutzutage sehr differenziert diskutiert. Die vorliegende Bachelorarbeit wurde aus der Motivation heraus in Angriff genommen, zu eruieren, welche Rolle die Soziale Arbeit generell in dieser Diskussion spielt und welche Bedeutung "going native" in der (und für die) Sozialarbeit hat.

Die eingangs formulierte Hypothese wird mit ihren gesamten Bedeutungszusammenhängen überprüft. Um dies zu ermöglichen werden die folgenden drei Forschungsfragen in dieser Bachelorarbeit behandelt und schlussendlich anhand der gewonnenen Erkenntnisse beantwortet.

Ziel/Forschungsfragen:

- Was ist "going native"?
- Welche Bedeutung hat der Begriff "going native" für die Sozialarbeit?
- Worin liegt der Bezug zur Professionalität in der Sozialarbeit?

2. Definitionssache

Dieses Kapitel dient der Spezifizierung und Erklärung einiger für diese Bachelorarbeit relevanten und häufig verwendeten Fachbegriffe.

2.1. "Going native"

Der Begriff "going native" wurde zunächst mit negativer Bedeutung geprägt. Er beschreibt ein Verinnerlichen von einheimischer Kultur und Lebensart durch imperiale und koloniale Herrschaftseliten (vgl. Fuller 2004, S434).

In diesem Sinne findet sich folgende Beschreibung in den englischsprachigen Wörterbüchern:

"(of a settler) to adopt the lifestyle of the local population, esp. when it appears less civilized" (<http://dictionary.reverso.net>).

"go native: humorous or derogatory (of a person living away from their own country or region) abandon one's own culture, customs, or way of life and adopt those of the country or region one is living in" (<http://oxforddictionaries.com>).

Das deutschsprachige Äquivalent hierzu ist die **Verkafferung**. Darunter wurde im Deutsch-Südwestafrika der Kolonialzeit das Herabsinken eines Europäers auf die Kulturstufe des Eingeborenen verstanden und bezeichnete seinerzeit einen unerwünschten Distanzverlust sowie "Über"-Assimilierung gegenüber der einheimischen Bevölkerung, oder auch kulturelle und soziale Degeneration (vgl. Walgenbach 2006, S.1711; Dove 1920, S.606).

In der wissenschaftlichen Fachliteratur wird "going native" oft folgendermaßen beschrieben bzw. betrachtet:

"(engl.), swv. 'ein Eingeborener werden'. Meist abschätzige Bezeichnung dafür, dass ein Feldforscher (in der Ethnologie, aber auch in Soziologie und anderen Disziplinen) während der Forschungsarbeit in einem ihm fremden sozialen Bereich versucht, ein Mitglied dieses sozialen Bereichs zu werden (und so die Forschungsarbeit aufgibt). Als Anstrengung, die Balance zwischen Forschungsaufgabe und Vertrautheit mit dem Felde zu halten, auch als Versuchung, sich der fremden Welt anzuschliessen ("sic!"), treten Tendenzen des g. n. ('going native', d. Verf.) in vielen Feldforschungsprojekten auf" (<http://www.wirtschaftslexikon24.net>).

Im Bereich der qualitativen Forschungsmethoden steht der Begriff "going native" für ein Entstehen von "over-rapport"¹ zwischen Forschenden und Beforschten in einem Maße, welches die Forschenden zu den Beforschten werden lässt (vgl. Fuller 2004, S.434). Speziell in der teilnehmenden Beobachtung Thema, kann die Überidentifikation mit dem Untersuchungsfeld letztlich zum Verzicht auf wissenschaftliche Analyse führen (vgl. Stangl o.J., <http://arbeitsblaetter.stangl-taller.at>).

Interessanterweise wird die Bezeichnung dieses Phänomens als "going native" häufig Bronislaw Malinowsky zugeschrieben. Während seines langwierigen Forschungsaufenthaltes in Papua-Neuguinea zur Zeit des ersten Weltkrieges hat er in seinen Reflexionen über die Beziehung zwischen Anthropologen (diese waren damals ausschließlich männlich und weiß) und den zu erforschenden Objekten der ethnographischen Feldforschung zwar als einer der ersten den Begriff "going native" in die Sozialforschung eingeführt, aber mit einer anderen Konnotation. Und zwar hat er im Gegensatz zum ausschließlichen Beobachten die aktive Teilnahme am Leben der Eingeborenen (= "natives") gefordert. Dies bezeichnete er damals als "going native", was seiner Meinung nach das Verständnis um die Lebenswelt der Erforschten verbessern sollte (vgl. Kanuha 2000, S.439).

2.2. Teilnehmende Beobachtung

Malinowsky hat auf den Tobriad Inseln (Papua-Neuguinea) die Form der teilnehmenden Beobachtung entwickelt, welche als anerkannte Methode in der Kulturanthropologischen Feldforschung etabliert ist. Unabhängig davon wurde von der Soziologie unter der Leitung von Robert Park auf der Universität von Chicago etwas später die teilnehmende Beobachtung im modernen Sinn entwickelt, ohne sie jedoch zu benennen (vgl. Platt 2004, S.798).

¹ Dieser von Miller (vgl. 1952, S. 97-99) geprägte Begriff beschreibt eine überstarke Identifikation mit den Beforschten und wird im Rahmen dieser Arbeit an etwas späterer Stelle (S.8) näher erläutert.

"Teilnehmende Beobachtung basiert in jedem Fall auf sozialen Beziehungen zwischen ForscherIn und den zu untersuchenden Menschen" (Hauser-Schäublin 2008, S.38).

Weiters hält Hauser-Schäublin (vgl. Ebd.) fest, die gewonnenen Daten seien immer von den Interaktionen der Forschenden mit deren Untersuchungsfeld geprägt.

Bei der teilnehmenden Beobachtung nehmen Forschende persönlich am Alltag der Personen teil, die das Forschungsobjekt sind, um diese beobachten zu können und Daten zu akquirieren (vgl. Platt 2004, S.797).

Die Möglichkeiten des teilnehmenden Beobachters oder der teilnehmenden Beobachterin sind unterschiedlich, wobei die verschiedenen Formen des unstrukturierten Interviews eine der relevanten Methoden darstellt. Grundsätzlich ist die teilnehmende Beobachtung den qualitativen Methoden zuzuordnen, wobei es manchmal auch möglich ist, die lukrierten Daten zu quantifizieren. Herkömmlicherweise wird davon ausgegangen, dass der/die Beobachtende nicht ins Feld geht um Hypothesen auszutesten, sondern um unvoreingenommen zu erfahren "wie das Leben ist" ("what life is like"). Prinzipiell lässt sich das Testen von Hypothesen nicht vermeiden, jedoch lautet die Annahme dahingehend, dass adäquate Hypothesen nicht ohne eine enge Vertrautheit mit einer Situation und den damit verbundenen Menschen (und deren Bedeutungszusammenhänge) formuliert werden können. Eine der Schwierigkeiten hierbei ist überhaupt Zugang zu der Situation zu erlangen, die beforscht werden soll. Bei offener Forschung bieten sogenannte "Gatekeeper"² eine Möglichkeit ins Feld zu kommen, jedoch sind auch hier die persönlichen Eigenschaften (weiß/schwarz, Mann/Frau,...), die Forschende mitbringen, ausschlaggebend. Die zu beforschenden Subjekte können auch vergessen, dass die jeweilige Interaktion zu Daten verarbeitet werden könnte, sobald die Forschenden zu Freunden/Freundinnen geworden sind. Andauerndes Einholen der Erlaubnis, diese zu benutzen, würde die Natürlichkeit der Beziehung gefährden und somit auch den Informationsgehalt beschneiden. Dies wiederum ist Teil

² Sie stellen eine Art "Tür-Öffner" dar und sind für den Feldzugang wichtig, weil sie Empfehlungen aussprechen, Referenzen abgeben und wichtige Kontakt-Hinweise liefern können. In der Regel sind sie keine Experte, wissen aber oft gut Bescheid (vgl. Mieg und Näf 2005, S.14).

zweierlei weitergreifender Probleme mit denen Forschende konfrontiert sind. Zum einen die psychologische Herausforderung sich manchmal für mehrere Stunden täglich selbst für Forschungszwecke zu benutzen und dabei ein "going native" zu vermeiden. Zum anderen muss mit der Tatsache umgegangen werden, dass die Präsenz der Forschenden bis zu einem gewissen Grad die Situation, die erforscht wird, verändert (vgl. Platt 2004, S.798-799).

2.3. "Over-Rapport"

Miller und Goffman prägten durch ihr Verständnis der teilnehmenden Beobachtung folgendes Bewusstsein: zu den Voraussetzungen von Seiten der Beobachtenden gehört die Vermeidung von "over-rapport" (die überstarke Identifikation mit der Gruppe) und "going native" (die Rollenumarmung, das Verkaffern). Goffman nennt es "rôle-embracement" (vgl. Miller 1952, S. 97-98; Suchanek-Fröhlich 1986, S.184).

Miller (vgl. 1952, S.97-99) erklärt seine Wortschöpfung "over-rapport" folgendermaßen:

Es gab (vor 1952) kein Wort, welches die Idee beschreibt, dass ein Forscher oder eine Forscherin im Rahmen der teilnehmenden Beobachtung mit den zu Beobachtenden in eine Beziehung tritt, die durch ihre übersteigerte Nähe die Untersuchung behindert. In Studien der Methode der teilnehmenden Beobachtung wurde darauf eingegangen, wie Eintritt in das Feld und in weiterer Folge ein Rapport erlangt werden kann. Die Möglichkeit, einen zu hohen Grad an Rapport zu erlangen, war, im Gegensatz zu den üblichen Problemen, die durch "under-rapport" (einem zu gering ausgeprägten Grad an Rapport) entstehen können, nicht aufgezeigt worden.

In weiterer Folge hat Miller (vgl. Ebd.: S.98) die Hauptprobleme des "over-rapport" aufgezeigt:

- Durch die Entwicklung von freundschaftlichen Beziehungen können manche kritische Fragen nicht weiter verfolgt werden.
- Ein Zurückstufen eines hochgradigen Rapports ist sehr schwierig, da dies sehr große Distanz und Misstrauen hervorrufen könnte.

- Ein "zu guter" Rapport mit einem Teil einer zu erforschenden Gruppe kann zu einer erheblichen Verschlechterung der Beziehung gegenüber einem anderen Teil der Gruppe führen.

Beziehungen in der teilnehmenden Beobachtung erfordern Rapport verbunden mit Objektivität. Da Rapport mehr ist als ein bloßes Erlangen von Akzeptanz, ist es schwierig zu entscheiden, ab welchem Level selbige über das für die Studie notwendige Ausmaß hinausgeht. Dies erfordert Sensibilität gegenüber Individuen um reflektierte Verhaltensanalysen machen zu können. Um "over-rapport" zu verhindern müssen Forschende sich fragen, ab welchem Punkt Nähe die professionelle Rolle belastet. Es ist notwendig das Interesse an mehreren Personen innerhalb eines gewissen Kontextes klar darzulegen und zu erklären, dass die professionelle Rolle der Hauptgrund für die jeweilige Präsenz ist. In manchen Fällen ist es notwendig, Beziehungen konsequent daran zu hindern, persönlicher zu werden als für Erkenntnisgewinn und Aufrechterhaltung von Rapport wünschenswert. Die Frage die sich stellt, ist nicht nur wie Rapport zu erreichen ist, sondern auch welche Art und welche Qualität erstrebenswert sind (vgl. Miller 1952, S.98-99).

In dieser Arbeit wird "going native" im Sinne der von Miller mittels "over-rapport" sozialwissenschaftlich etablierten Bedeutungsdimension verwendet.

2.4. Lebenswelt

Im Soziologie-Lexikon wird der Begriff folgendermaßen definiert:

"Lebenswelt, alltägliche:

Begriff der [...] phänomenologischen Soziologie, die jenen Bereich des selbstverständlichen, alltäglichen Wissens, den vorwissenschaftlichen Raum, die menschliche Erfahrungswelt bezeichnet, aus der die Primärerfahrungen bezogen werden. Gelegentlich auch Alltagswelt genannt. Der Lebensweltbegriff wurde im Gegensatz zu den weitgehend ahistorischen Richtungen der Soziologie entwickelt [...] und beeinflusst zunehmend neuere Richtungen der Soziologie [...]" (Reinhold et al. 2000, S.404).

Lebenswelt gehört zu den einflussreichsten Begriffsbildungen der Philosophie Edmund Husserls. Er ist nicht nur von Autoren der

phänomenologischen Tradition, sondern auch von über die Philosophie hinausreichenden Feldern, wie z.B. in der Soziologie von A. Schütz oder J. Habermas, aufgenommen worden. Der Begriff der Lebenswelt war bereits in den 20er Jahren in Vorlesungen und Forschungstexten Husserls präsent und steht somit in Kontinuität mit der viel früheren Beschreibung des "natürlichen Weltbegriffs" und der Umwelt. Ab ca. 1930 trat die Problematik der Lebenswelt als ein zentrales Thema in Husserls Überlegungen auf, vor allem in seinem Werk *Krisis*. Vereinfacht gesagt ist die Lebenswelt die Welt der natürlichen Einstellung, wie sie sich in der Einstimmigkeit der ungebrochenen natürlichen Erfahrung darstellt. Sie schließt alle Gegenstände des alltäglichen menschlichen Handelns, alle individuellen und gemeinschaftlichen Interessen und Ziele mit ein. Lebenswelt ist demnach eine intersubjektive Welt der Praxis, eine Welt, die wahrnehmungsmäßig gegeben und zugleich eine geistig-geschichtliche Kulturwelt ist (vgl. Gander 2010, S.182).

Die alltägliche Lebenswelt ist jener Wirklichkeitsbereich, der Menschen als selbstverständlich erscheint, an dem sie teilhaben, in den sie eingreifen und den sie verändern können. Die Gegebenheiten und Ereignisse dieses Bereiches, einschließlich des Handelns und der Handlungsergebnisse anderer Menschen, konstituieren den Rahmen und die Grenzen für die freien Handlungsmöglichkeiten und die gemeinsame kommunikative Umwelt der Menschen (vgl. Schütz und Luckmann 1975, S.23).

Anders ausgedrückt kennzeichnet die Lebenswelt das alltägliche Umfeld, in dem die Menschen interagieren und sich mit Bekanntem und Fremdem auseinandersetzen. Da die Klientel Sozialer Arbeit Subjekte sind, die ihr Leben aktiv gestalten und in normative Strukturen eingebunden sind, relativieren sich an den gesetzlichen Vorgaben die vermeintlich ausschließlich subjektiven Spielräume der Alltagsgestaltung (vgl. Schmidt-Grunert 1999, S.15-16).

Grunwald und Thiersch (2004, S.18) sprechen von der Lebenswelt "als Ort der Erfahrung und der Bewältigung".

Die Lebenswelt bezieht sich allgemein immer auch auf die Konstruktion im Kopf der Person. Sie wird als die Welt verstanden, wie sie dem/der Einzelnen erscheint, Lebenswelt ist also immer subjektiv. Das **Lebensfeld** von KlientInnen ist hingegen der soziale Nahraum der Subjekte, wobei die ihnen vorausgesetzten Bedingungen unabhängig davon sind, wie diese sie sehen. Es ist demnach die objektiv vorhandene soziale Welt, innerhalb derer KlientInnen ihren Alltag organisieren. Teil davon sind unter anderem die für sie relevanten Personen und Institutionen, die materiellen Grundlagen ihrer Existenz (Einkommen, Wohnung usw.), sowie die dort etablierten immateriellen Bedingungen (Regeln, Denkmuster und Verhaltensstile, kulturelle Standards usw.) (vgl. Pantuček 1998, S.100-101).

2.5. Alltag und Alltäglichkeit

Alltag wird hier als sozialwissenschaftliches Konzept zur Rekonstruktion von Lebensverhältnissen und Handlungsmustern verstanden. Alltag ist durch Werte und Normen bestimmt und in sich ambivalent (vgl. Thiersch 2009b, S.43 und S.52).

Schütz und Berger/Luckmann haben in ihren Arbeiten die grundlegende Prämisse von Alltag als unmittelbare Erfahrung von Raum, Zeit und sozialen Beziehungen sowie den Hinweis auf die zentrale Bedeutung der Pragmatik des Alltags und die Notwendigkeit von Routinen formuliert. Damit geht auch eine Rekonstruktion der Alltagsstrukturen konkreter Lebensfelder wie z.B. Familie, Schule und Arbeit einher (vgl. Füssenhäuser 2006, S.131-132).

Nach Thiersch (vgl. 2009b, S.45) ist mit Alltag heute ein gleichsam doppelbödiges Konzept gemeint, welches bestimmt wird durch:

- das Interesse an der Pragmatik des Überschaubaren und Selbstverständlichen;
- den Umgang mit den Brüchen im Alltag und den Anstrengungen in ihnen verlässlich und pragmatisch zu Rande zu kommen;

Alltag ist ein Modus des Handelns, eine spezifische Art Wirklichkeit zu erfahren, sich in ihr zu orientieren und sie zu gestalten. Diesem

Handlungsmodus Alltäglichkeit entsprechen konkrete Gegebenheiten (z.B. Familie, Schule oder Öffentlichkeit) der unterschiedlichen sozialen Settings von Alltagswelten. Alltäglichkeit ist gleichzeitig ein heuristisches Prinzip, sozusagen ein Rahmenkonzept ("frame-work") zur Koordination von Fragen und ein besonderer charakteristischer Modus des Verstehens und Handelns (vgl. Thiersch 2009b, S.46).

"Alltäglichkeit ist [...] die Schnittstelle objektiver Strukturen und subjektiver Verständnis- und Bewältigungsmuster. Sie ist geprägt durch die Erlebensgeschichte der Menschen, durch ihre Erfahrungen, ihre in ihnen gesicherten Kompetenzen, ihre Erwartungen, Hoffnungen und Traumatisierungen. Alltäglichkeit ist ebenso bestimmt durch die Vorgaben der gesellschaftlichen Entwicklungstendenzen der Pluralisierung und Individualisierung und der ungleichen Verteilung von Lebensressourcen, wie sie unsere Zwei-Drittel/Ein-Drittel-Gesellschaft charakterisiert. Möglichkeiten des Alltagshandelns sind eingeschränkt auch durch Ängste, Verunsicherungen, durch Neid, Resignation und Protest" (Ebd.: S.47).

Alltäglichkeit kann auch als ein Modus des Handelns neben anderen Handlungsmustern und Weltbezügen, die anderen Strukturen folgen, verstanden werden (z.B. dem religiösen, dem künstlerischen, dem technisch effektiven und besonders auch dem wissenschaftlichen Handeln) (vgl. Ebd.: S.49).

Alltäglichkeit thematisiert Arrangements und Zustände mit Augenmerk darauf, dass selbige sich ändern und verschieben können. Indem das Konzept Alltag auf das Konzept Lebenslauf (Biographie) bezogen wird, also Entwicklungsstufen und Lebensphasen in ihrer Alltäglichkeit aufeinander bezogen und durch die Phasen hindurch verhandelt werden, wird die zeitliche Perspektive deutlich (vgl. Ebd.: S.51).

3. Sozialarbeitsforschung

In der Sozialarbeitswissenschaft existiert eine große Pluralität der verschiedenen Forschungsansätze und Forschungsmethoden (vgl. Schwendemann 2006, Abs.1).

Es geht in der Sozialen Arbeit grundsätzlich auch um Fragen gesellschaftlicher Gleichberechtigung und Partizipation an gesellschaftlich relevanten Entscheidungsprozessen und um soziale Gerechtigkeit für Individuen in allen Lebenslagen oder Gruppen, denen der Zugang zu bestimmten gesellschaftlichen Ressourcen nur unzureichend möglich oder gar verwehrt ist. Deshalb geschieht Sozialarbeitsforschung nicht nur aus Selbstzweck, sondern aus einem bestimmten politischen Interesse heraus. Grundlagenforschung in der Sozialpädagogik und Sozialarbeit sollte auch immer den Impetus sozialer Gerechtigkeit in sich tragen (vgl. Ebd.: Abs.25).

Eine Sozialarbeitsforschung, die soziale Lebenswelten ergründen möchte, respektiert die Lebensentwürfe der hilfsbedürftigen Menschen und entdeckt gemeinsam mit ihnen auf das Lebensumfeld bezogene Besonderheiten. Sozialarbeitsforschung ist ein kommunikativer Prozess, welcher zu einem Verstehen des Alltags führen soll und die Voraussetzung für eine, an dem Klientel orientierte, soziale Intervention darstellt. Ein solcher Forschungsprozess besteht aus einer adäquaten Beschreibung des Alltags, dem Begreifen der darin stattfindenden Kommunikation und dem Aufzeigen und Erklären implizierter und explizierter Zusammenhänge. Dies ermöglicht es problematische Lebenslagen zu beschreiben und zu verstehen. Weiters können dadurch Ressourcen entdeckt werden, die eine qualitative Veränderung von Lebenswelten ermöglichen (vgl. Schmidt-Grunert 1999, S.17-18).

3.1. Qualitative Methoden

Qualitative Forschung, speziell ethnographisch ausgelegt, ist von Natur aus zwischenmenschlich und intim. Arbeit im Feld baut auf das Bilden und Weiterentwickeln von Beziehungen zu Menschen auf. Diese Beziehungen geben ethnographischer Forschung ihre Intensität, ihre Qualität und ihre Einsicht in den Alltag sozialer Welten (vgl. Coffey 1999, S.56).

Auf den ersten Blick sind die Parallelen zwischen qualitativer Forschung und Sozialarbeit augenfällig (vgl. Padgett 1998, S.13). Zum Beispiel können PraktikerInnen teilnehmende BeobachterInnen werden, oder deren Erhebungsmethoden können qualitativen Interviews ähneln. Genauso können qualitativ Forschende sich im Feld in einer Position wiederfinden, in der sie den Beforschten verschiedene Formen von Hilfen anbieten und angedeihen lassen, oder eine semi-therapeutische Haltung übernehmen, weil sie gut zuhören. Nichtsdestotrotz muss wenn möglich eine Verwirrung des Rollenbildes vermieden werden (vgl. Ebd.: S.16).

Qualitative Methoden spielen in drei Bereichen der Sozialarbeit eine Rolle. Zwar überschneiden sich diese, jedoch sind Sozialarbeitsforschung, der berufliche Alltag der Sozialen Arbeit und professionelle Selbstreflexion jeweils unterschiedliche Handlungs- und Wissenssphären mit eigenen Zielen. Dementsprechend müssen qualitative Methoden für diese drei Felder angepasst werden, um in diesem Sinne erlernt und eingesetzt werden zu können. Aus einer dementsprechenden Kenntnis und Anwendung qualitativer Methoden entstehen ethnografische Kompetenz und Bildung, welche wesentliche Elemente sozialarbeiterischer Professionalität beinhalten. Somit sind qualitative Methoden für den Erwerb von Grundkompetenzen professionellen Handelns von zentraler Bedeutung und können eine wichtige Rolle im Rahmen einer lebendigen, selbstreflektierten, an den Subjekten und ihren Lebenswelten orientierten Sozialen Arbeit spielen (vgl. Völter 2008, Abs.1).

Nach Völter (vgl. Ebd.: Abs.18-23) können qualitative Methoden als Forschungsmethoden unter anderem in der Sozialarbeit folgendes leisten:

- Zur Entstehung von theoretischen Inhalten beitragen.

- Die Aneignung der Basistheorien der interpretativen Sozialforschung (z.B. Symbolischer Interaktionismus, Sozialphänomenologie, Ethnomethodologie, Sozialkonstruktivismus) führt zu einem erweiterten Blick auf Themen und Problemlagen Sozialer Arbeit.
- Durch die Einsozialisation (z.B. über das Studium) in die Prinzipien und Verfahren qualitativer Sozialforschung werden wesentliche Grundlagen für die berufliche Praxis gelegt. Qualitativ-rekonstruktive Methoden tragen zum Erlangen von Professionalität bei. Die Fähigkeiten zum Perspektivenwechsel und zur Triangulation, eine grundlegende Prozessorientierung und das Vermögen mit Komplexität, offenen Prozessen und unabschließbaren Deutungsproblemen umzugehen, werden geschult (vgl. Völter 2008, Abs.21; Dausien 2007, Abs.17).

In der Sozialen Arbeit können die aufwendigen Methoden der qualitativen Sozialforschung in der Praxis anwendbar werden, wenn in Anlehnung an qualitative Verfahren Handlungsmethoden entwickelt werden. Qualitative Verfahren können dazu genutzt werden, den ethnographischen Blick in der beruflichen Praxis zu implementieren. Das heißt, die AdressatInnen der Sozialen Arbeit in ihren Alltagspraktiken, ihrem Gewordensein, ihren Wünschen und ihren "Eigensinn" kennenzulernen und zu verstehen. Dabei ist einerseits wichtig, dass die qualitativen Forschungsmethoden nicht "eins zu eins" in die Praxis übernommen werden können, sondern dem Handlungskontext der Sozialen Arbeit angepasst werden müssen. Andererseits geht es darum, mit den AdressatInnen zu arbeiten, also nicht als SozialarbeiterIn mit besonders dafür geeigneten Methoden Erkenntnisse über ein Subjekt zu gewinnen, Diagnosen zu stellen und diese am selbigen vorbei zu verwerten. Qualitative Verfahren, die sich als Handlungsmethoden der Sozialarbeit eignen, zeichnen sich durch ihr methodisch strukturiertes Vorgehen und ihre Verpflichtung gegenüber dem Prinzip der "situativen Offenheit" aus (vgl. Völter 2008, Abs.24-26).

Auch bei der professionellen Selbstreflexion können qualitative Verfahren Anwendung finden (vgl. Ebd.: Abs.42).

Neben den Prinzipien zur Datenerhebung in qualitativen Forschungsansätzen und den wissenschaftlichen Standards/Forschungskriterien, die einzuhalten sind (vgl. Schmidt- Grunert S.53-56), gilt es im Forschungsprozess folgendes zu beachten:

"Die eigene *Rolle als Forschende* ist zu überdenken und dabei ist vor allem in der Sozialen Arbeit zu bedenken, dass ein sich Einlassen auf eine 'Subkultur' und deren wirkliche Strukturen nur dann möglich ist, wenn man die eigenen, subjektiven Vorstellungen über diese fremde Welt selbstkritisch hinterfragt hat und sie möglichst hinter sich lassen kann" (Ebd.: S.57).

3.2. Qualitative Interviews

Schmidt-Grunert (vgl. 2004, S.12) zitiert unter anderem Koller/Kokemohr und lokalisiert das Arbeitsfeld einer professionellen und wissenschaftlichen Sozialarbeit vorwiegend in interaktiven und kommunikativen Lebensbereichen. Sozialarbeit setzt sich mit Menschen in schwierigen Lebenslagen auseinander, die ihren Alltag allein nicht ausreichend bewältigen können und Hilfen benötigen. Um alltagsangemessene und lebensweltausgerichtete Unterstützung zu entwickeln bedarf es Kompetenzen, mit denen soziale Lebenszusammenhänge und biographische Lebensverläufe sowie deren institutionelle, kommunikative und interaktionelle Bezüge subjekt- und arbeitsfeldbezogen bestimmt werden können. Qualitative Forschungsmethoden der Sozialwissenschaften haben in der Ausbildung und der Praxis Sozialer Arbeit an Bedeutung gewonnen, da sie Analyseinstrumente beinhalten, mit denen Alltagssituationen und damit verbundene subjektive Bewältigungsmuster erfasst, dokumentiert, analysiert und interpretiert werden können. Qualitative Interviews ermöglichen das Selbstverständnis über gelingende und problematische Lebenslagen aus dem Blickwinkel der Klientel zu erfahren und zu erforschen. Unter anderem deswegen werden sie in der sozialarbeiterischen Praxis geführt.

Außerdem haben sich das narrative und das problemzentrierte Interview in der Forschungspraxis der Sozialen Arbeit etabliert (vgl. Ebd.: S.39).

3.2.1. Narratives Interview

Peter Atteslander (1992, S.172) zitiert aus einem unveröffentlichten Manuskript von Fritz Schütze (Die Technik des narrativen Interviews in Interaktionsfeldstudien, Universität Bielefeld) folgendes:

"Es fragt sich, ob der Begriff 'narratives Interview' überhaupt den Sachverhalt trifft, denn von 'Interview' im üblichen Sinne kann keine Rede sein. Es handelt sich um eine Forschungssituation, in der der Stimulus des Forschers lediglich darin besteht, eine 'Erzählung eigenerlebter Geschichten' (Schütze, 1978, S.163) in Gang zu bringen".

Das narrative (erzählende) Interview, welches als Verfahren von Schütze entwickelt wurde, distanziert sich von der Frage-Antwort-Struktur. Der/die InterviewerIn stellen der befragten Person ein offenes Ausgangsthema durch einen Einstieg mittels Erzählimpuls. Dadurch soll der/die Interviewte animiert werden, frei über die eigenen Erfahrungen und das eigene Erleben zu berichten. Um zu gewährleisten, dass die Erzählhaltung nicht auf eine mögliche Wirkung der Erzählung reflektiert, verhält sich der/die InterviewerIn zurückhaltend, also als guter/gute ZuhörerIn und macht nur knappe Reizvorgaben. Um weder den Erzählfluss zu unterbrechen noch die erzählende Person zu beeinflussen, werden möglichst wenig Zwischen- oder Verständnisfragen gestellt (vgl. Schmidt-Grunert 1999, S.39).

Schütze (vgl. 1983, S.285; Stangl o.J., <http://arbeitsblaetter.stangl-taller.at>) selbst unterteilt das autobiographisch-narrative Interview daher in drei zentrale Teile:

Auf eine **Erzählaufforderung** folgt die...

- ...**autobiographische Anfangserzählung** (erster Hauptteil), welche, sofern verständlich und nicht abschweifend, nicht unterbrochen werden sollte. Die Haupterzählung wird meist durch eine knappe Äußerung abgeschlossen, die das Ende der Erzählung signalisiert.
- Hierauf folgt eine **Nachfragephase** (zweiter Hauptteil). Es lassen sich zwei Formen von Nachfragen unterscheiden: Immanente Nachfragen, die sich direkt auf das vorher Erzählte beziehen (z.B. auf Unklarheiten, auf Dinge, die nur angedeutet, aber nicht ausgeführt wurden, etc.), und exmanente Nachfragen, die sich auf Sachverhalte oder Probleme beziehen, die überhaupt nicht angesprochen wurden, die aber aus

bestimmten Gründen wichtig sind (oft zur Vervollständigung der Kernfragen des Leitfadens). Wichtig ist, dass diese Nachfragen auch wirklich narrativ sind.

- Am Ende steht eine **Bilanzierungsphase** (dritter Hauptteil), in der das bisher Erzählte abschließend zusammengefasst wird und auch theoretische Warum-Fragen und ihre argumentative Beantwortung zulässt.

Die mittels autobiographischer narrativer Interviews erzeugten Datentexte reproduzieren die Ereignisverstrickungen und die lebensgeschichtliche Erfahrungsaufschichtung der Erzählenden komplett mit deren inneren Reaktionen und dem äußerlichen Ereignisablauf. Es werden also auch die Erfahrungen mit den Ereignissen und ihre interpretative Verarbeitung in den Deutungsmustern erfasst. Durch den dem Erzählvorgang innewohnenden Raffungscharakter, werden die großen Zusammenhänge des Lebensablaufs herausgearbeitet und machen ihre Relevanz deutlich. Außerdem werden Erfahrungen von Ereignissen und Entwicklungen augenscheinlich, die auf unterbewusster Ebene ablaufen oder durch sekundäre Legitimationen verborgen werden (vgl. Schütze 1983, S.185-186).

"Das Ergebnis ist ein Erzähltext, der den sozialen Prozeß der Entwicklung und Wandlung einer biographischen Identität kontinuierlich, d.h. ohne exmanente, aus dem Methodenzugriff oder den theoretischen Voraussetzungen des Forschers motivierte Interventionen und Ausblendungen, darstellt und expliziert" (Ebd.).

In der Sozialen Arbeit ist das narrative Interview eine relevante Forschungsmethode, da es die subjektive Betroffenheit von diversen Lebenslagen vielschichtig erfahren und dokumentieren kann (vgl. Schmidt-Grunert 1999, S.40).

3.2.2. Problemzentriertes Interview

1982 von Andreas Witzel als Variante des narrativen Interviews entwickelt, eignet sich das problemzentrierte Interview als Erhebungsform besonders für sozialarbeiterische Forschungsanliegen. Dies rührt aus der Betonung des doppelten Bezuges von Subjekt und Gesellschaft, also der Notwendigkeit,

die in Interviewäußerungen enthaltene Subjektivität und die darin aufscheinenden gesellschaftlich vermittelten Relevanzstrukturen zu reflektieren (vgl. Schmidt-Grunert 1999, S.40, Stangl o.J. <http://arbeitsblaetter.stangl-taller.at>).

"Das problemzentrierte Interview [...] zielt auf eine möglichst unvoreingenommene Erfassung individueller Handlungen sowie subjektiver Wahrnehmungen und Verarbeitungsweisen gesellschaftlicher Realität. Das problemzentrierte Interview ist ein 'diskursiv-dialogisches Verfahren', das die Befragten als Experten ihrer Orientierungen und Handlungen begreift, die im Gespräch die Möglichkeit zunehmender Selbstvergewisserung mit allen Freiheiten der Korrektur eigener oder der Intervieweraussagen wahrnehmen können. Um seinen eigenen Erkenntnisfortschritt zu optimieren, kombiniert der Interviewer das Zuhören mit Nachfragen" (Stangl o.J., <http://arbeitsblaetter.stangl-taller.at>).

Im Gegensatz zur "biographischen Methode" sind beim problemzentrierten Interview nicht alle Etappen der Gesamtbiographie von Interesse, sondern es können vielmehr biographische Elemente, die in die dem Interview zugrundeliegende Problemstellung eingebunden sind, als bedeutsam aufgegriffen werden (vgl. Schmidt-Grunert 1999, S.41).

"Diese Art des 'Geschichtenerzählens' auf eingegrenzte Lebenspassagen fängt biographisches Bewusstsein in der Sichtweise des betroffenen Erzählenden ein, das typische Verlaufsmuster der Alltagsbewältigung enthält und sozioökonomische Lebenszusammenhänge in möglichen Schnittstellen zu biographisch psychosozial entwickelten Verarbeitungsformen durch die Betroffenen selbst aufdecken lässt" (Ebd.).

Prinzipien des problemzentrierten Interviews sind nach Schmidt-Grunert (vgl. 1999, S.42) und Witzel (vgl. 2000, Abs.4) sind:

- Die **Problemzentrierung** (Thematische Eingrenzung).
- Die **Gegenstandsorientierung** (Offenheit für die Besonderheit des Forschungsfeldes).
- Die **Prozessorientierung** (Erhebung der Daten und Rückbezüge bei der Auswertung wie z.B. zusätzliche Datengewinnung, etc.).

Ein weiteres wichtiges Merkmal ist die Erhebung der Interviews durch die Anleitung über einen Gesprächsleitfaden. Dieser **Interviewleitfaden** ist Resultat einer wissenschaftlichen Erarbeitung (Kenntnis des

Problembereiches, thematische Vorüberlegungen, etc.) und besteht aus offen formulierten Fragen, die als "roter Faden" durch das Gespräch führen und situationsspezifische Modifikationen und kontextabhängiges Nachfragen ermöglichen (vgl. Schmidt-Grunert 1999, S.43; Witzel 2000, Abs.8).

Ein **Kurzfragebogen** zur Ermittlung von Sozialdaten und als Hilfe für den Gesprächseinstieg, sowie eine (von den Interviewten akzeptierte) **Tonträgeraufzeichnung** und unmittelbar nach dem Gespräch erstellte **Postskripte** unterstützen die Durchführung problemzentrierter Interviews (vgl. Witzel 2000, Abs.5-7 und Abs.9).

3.3. Feldforschung

Feldforschung ist im Grunde Datenerhebung. Diese Daten müssen in irgendeiner Form interpretiert werden, um für den wissenschaftlichen Diskurs zugänglich zu sein. Also werden innerhalb der qualitativen Forschungsmethoden die Feldforschung als Ethnographie und die Interpretation des bereits vorliegenden Datenmaterials (also der Texte) als Hermeneutik bezeichnet (vgl. Schrödter 2005, S.65-66).

Die Forschungsparadigmen von EthnographInnen und HermeneutInnen sind zwar unterschiedlich, implizieren aber für die Soziale Arbeit gleichermaßen relevante Kompetenzen. Erstere benötigen die Fähigkeiten, sowohl der Tendenz des "going native" zu widerstehen, als auch einer Affinität zur Distanz (das Führen narrativer Interviews bietet sich dafür als gute Übung an). Diese zwei Elemente unterstreichen die ethnographische Sensibilität für die Konstitution des Feldes und die eigene Rolle darin. HermeneutInnen dahingegen sind auf ihre Sensibilität für diskursive Bedeutungsstrukturen in unterschiedlichen Tiefendimensionen angewiesen. In der sozialarbeiterischen Interventionspraxis ist beides bedeutend. Einerseits ist es wichtig, die Lebenswelt der KlientInnen umfassend zu erfahren, ohne sich von den lebensweltlich drängenden Problemen mitreißen zu lassen. Andererseits sollte das Problem der KlientInnen als Fall durch Rückgriff auf diskursives, wissenschaftliches Wissen rekonstruiert werden (vgl. Ebd.: S.68).

In den Worten von Mark Schrödter (Ebd.) lässt sich der Zusammenhang am besten beschreiben:

"So kann man vielleicht die notwendigen sozialpädagogischen Kompetenzen in der Figur des Künstlers und des Wissenschaftlers beschreiben. Die durch qualitative Forschungsmethoden sozialisierten SozialpädagogInnen haben von beidem etwas: Sie sind methodisch kontrollierte TräumerInnen und passionierte DemonteurlInnen zugleich".

Beziehungen zu Menschen innerhalb des Feldes sind gleichzeitig professionell und persönlich. Es besteht die Notwendigkeit, während länger andauernder Feldforschung Rapport und einen gewissen Grad von Intimität zu entwickeln. Die professionelle Forschungsbeziehung hat eine persönliche Komponente, die über die obligatorische Höflichkeit und Freundlichkeit hinaus geht. Sofern gute Daten und eine interessante Analyse als Resultat gewünscht sind, ist persönliches Engagement in die Beziehungen im Feld notwendig (vgl. Coffey, S.39-40). Die zwischenmenschlichen Aspekte von Feldforschung müssen anerkannt werden und somit sowohl ihre praktische als auch gefühlsmäßige Produktion kritisch behandelt werden (vgl. Ebd.: S.57).

Roland Girtler (vgl. 2001, S.183) hat seine 10 Gebote der Feldforschung als eine Art Zusammenfassung seiner Ausführungen über die Methoden der Feldforschung zusammen mit StudentInnen entwickelt. Als generelle Maxime hält er fest, dass der/die BeobachterIn für neue Perspektiven offen sein muss. Bei der qualitativen Sozialforschung wird von der sozialen Wirklichkeit der Menschen selbst ausgegangen und es werden nicht, wie in den üblichen Verfahren der Soziologie, vorgegebene Hypothesen getestet.

Girtler (Ebd.: S.184-185) postuliert:

- "1. Du sollst einigermaßen nach jenen Sitten und Regeln leben, die für die Menschen, bei denen du forschst, wichtig sind. Dies bedeutet Achtung ihrer Rituale und heiligen Zeiten, sowohl in der Kleidung als auch beim Essen und Trinken. – Si vivis Romae Romano vivito more³!
2. Du sollst zur Großzügigkeit und Unvoreingenommenheit fähig sein, um Werte zu erkennen und nach Grundsätzen zu urteilen, die nicht die eigenen sind. Hinderlich ist es, wenn du überall böse und hinterlistige Menschen vermutest.

³ "Wenn du in Rom lebst, lebe nach römischer Sitt!" (Girtler 2009, S.20).

3. Du sollst niemals abfällig über deine Gastgeber und jene Leute reden und berichten, mit denen du Bier, Wein, Tee oder sonst etwas getrunken hast.
4. Du sollst dir ein solides Wissen über die Geschichte und die sozialen Verhältnisse der dich interessierenden Kultur aneignen. Suche daher zunächst deren Friedhöfe, Märkte, Wirtshäuser, Kirchen oder ähnliche Orte auf.
5. Du sollst dir ein Bild von der Geographie der Plätze und Häuser machen, auf und in denen sich das Leben abspielt, das du erforschen willst. Gehe zu Fuß die betreffende Gegend ab und steige auf einen Kirchturm oder einen Hügel.
6. Du sollst, um dich von den üblichen Reisenden zu unterscheiden, das Erlebte mit dir forttragen und darüber möglichst ohne Vorurteile berichten. Daher ist es wichtig, ein Forschungstagebuch (neben den anderen Aufzeichnungen) zu führen, in das du dir jeden Tag deine Gedanken, Probleme und Freuden der Forschung, aber auch den Ärger bei dieser einträgst. Dies regt zu ehrlichem Nachdenken über dich selbst und deine Forschung an, aber auch zur Selbstkritik.
7. Du sollst die Muße zum 'ero-epischen (freien) Gespräch' aufbringen. Das heißt, die Menschen dürfen nicht als bloße Datenlieferanten gesehen werden. Mit ihnen ist so zu sprechen, daß sie sich geachtet fühlen. Man muß sich selbst als Mensch einbringen und darf sich nicht aufzwingen. Erst so lassen sich gute Gesprächs- und Beobachtungsprotokolle erstellen.
8. Du sollst dich bemühen, deine Gesprächspartner einigermaßen einzuschätzen. Sonst kann es sein, daß du hineingelegt oder bewußt belogen wirst.
9. Du sollst dich nicht als Missionar oder Sozialarbeiter aufspielen. Es steht dir nicht zu, 'erzieherisch' auf die vermeintlichen 'Wilden' einzuwirken. Du bist kein Richter, sondern lediglich Zeuge!⁴
10. Du mußt eine gute Konstitution haben, um dich am Acker, in stickigen Kneipen, in der Kirche, in noblen Gasthäusern, im Wald, im Stall, auf staubigen Straßen und auch sonst wo wohl zu fühlen. Dazu gehört die Fähigkeit, jederzeit zu essen, zu trinken und zu schlafen".

⁴ Wie ist dieses Gebot aus der Perspektive der Sozialarbeit zu verstehen? Girtler (vgl. 2001, S.80-81) beschreibt in seinen Überlegungen zum Thema "going native" und Nähe - Distanz was er damit meint, im Rahmen der teilnehmenden Beobachtung nicht zum Sozialarbeiter oder zur Sozialarbeiterin zu werden. Im Grunde geht es ihm darum, nicht in eine sozialarbeiterische Rolle zu rutschen, da diese auf ein anderes Ergebnis als der im Feld forschende Soziologe hin zielt.

Umgekehrt lässt sich daraus als SozialarbeiterIn schließen, dass es der Arbeit mit der Klientel nicht förderlich wäre, eine soziologisch-forschende Rolle im Feld einzunehmen. Wie von Girtler festgestellt, ist das Ziel des Aufenthalts im Feld ein anderes und es somit wichtig, die professionelle Rolle nicht zu verlieren um gute, ergebnisorientierte Arbeit leisten zu können.

4. Lebensweltorientierte Sozialarbeit

Anknüpfend an interaktionistische Ansätze einer interpretativen Soziologie wurde von Hans Thiersch das Konzept einer alltagsorientierten Sozialen Arbeit entwickelt (vgl. Galuske 2007, S.143).

Abgeleitet aus dem Lebensweltbegriff der Soziologie (Edmund Husserl, Alfred Schütz aber auch Jürgen Habermas) wurde für die Soziale Arbeit der Begriff der Lebensweltorientierung von Hans Thiersch geprägt und gehört heute zum festen Bestandteil der theoretischen sowie praktischen Diskurse der Sozialen Arbeit (vgl. Schilling und Zeller 2010, S.168; <http://de.wikipedia.org/wiki/Lebensweltorientierung>).

"Das Konzept Lebensweltorientierte Soziale Arbeit zielt darauf ab, Menschen in ihren Verhältnissen, in ihren Ressourcen, ihren vorenthaltenen Partizipationschancen und ihren Schwierigkeiten des Alltags zu sehen. Lebensweltorientierte Soziale Arbeit sucht dementsprechend den Menschen im Medium ihrer erlebten, erfahrenen Deutungs- und Handlungsmuster durch Unterstützung, Provokation und Arbeit an Alternativen zu besseren Verhältnissen und tragfähigeren Kompetenzen zu helfen" (Grunwald und Thiersch 2004, S.5).

Im weitgehend üblichen Sprachgebrauch werden Lebensweltorientierung und Alltagsorientierung synonym gebraucht. Alltagsorientierung wird allerdings, neben der weiteren Bedeutung als Rahmenkonzept, auch zur Bezeichnung pragmatisch überschaubarer Verständnis- und Handlungsmuster verwendet (vgl. Thiersch 2009b, S.6).

"Alltagsorientierung bzw. Alltagsnähe sprechen die Präsenz der Hilfen 'in der Lebenswelt der AdressatInnen an'" (Füssenhäuser 2006, S.134).

Bei Lebensweltorientierung wird der Alltag der Klientel, d.h. der Ort wo Probleme entstehen, wo gelebt wird und wo die (mehr oder minder) angemessenen Strategien der Lebensbewältigung praktiziert werden, zum Ort sozialarbeiterischen Handelns (vgl. Galuske 2007, S.143).

"... Lebensweltorientierung bezieht sich auf die Bewältigungs- und Verarbeitungsformen von Problemen in der Lebenswelt der AdressatInnen, gewissermaßen auf die Spielregeln, in denen die Vorgaben, Themen und Strukturen bearbeitet werden, die sich aus der gesellschaftlichen Situation, den biographisch geprägten Lebenserfahrungen und den normativen Ansprüchen ergeben" (Thiersch 1993, S.12).

Lebensweltorientierung bezeichnet ein Handlungskonzept der Sozialen Arbeit, welches die Unterstützung von sozialen Zusammenhängen, vor allem in Familie, Verwandtschaft, Nachbarschaft, Gruppen oder Gemeinde (Kommune), durch Förderung der vorhandenen Möglichkeiten (Ressourcen) und deren Nutzung bei der Lösung von sozialen Problemen forciert (vgl. <http://www.sign-lang.uni-hamburg.de>).

Dies impliziert, dass die Erstellung von lebensweltorientierten Hilfeplänen des Einbezugs der KlientInnen und somit eines breiten Wissens über derer biographischen Lebensbezüge bedarf (vgl. Schmidt-Grunert 1999, S.17).

Lebensweltorientierung beinhaltet laut Grunwald und Thiersch (vgl. 2004, S.26-28; <http://www.sign-lang.uni-hamburg.de>) folgende Grundprinzipien:

- **Prävention**, das bedeutet hier vor allem Orientierung an positiven, lebenswerten und erwünschten Verhältnissen sowie rechtzeitige Hilfe zur Stabilisierung.
- **Regionalisierung** im Sinne von **Dezentralisierung**. Damit ist das Anknüpfen an lokale Strukturen und kleinräumige Förder- und Unterstützungskonzepte gemeint.
- **Alltagsorientierung** als Wahrnehmungsfähigkeit und Handlungsprinzip. Menschen mit ihrer Lebenserfahrung sind zu respektieren, die Deutungsmuster der Betroffenen werden angenommen, die Fähigkeiten zur Selbsthilfe gilt es zu unterstützen, niederschwellige Hilfsangebote sollen aufgebaut und Aktivitäten gefördert werden (Empowerment).
- **Partizipation** als umfassende Teilhabe der Betroffenen am Hilfeprozess.
- **Integration**, mit dem Ziel, Prozesse der Ausgrenzung von Randgruppen zu verhindern.

Diese allgemeinen Maximen der Lebensweltorientierung gewinnen durch die Konkretisierung in den einzelnen Handlungsfeldern an Konturen (vgl. Thiersch 1993, S.17).

Die Angebote und Institutionen werden in der lebensweltorientierten Sozialarbeit einerseits als (sozial-)pädagogische Lebenswelt inszeniert, andererseits ist es vonnöten, dass die Angebote sich der Lebenswelt der Klientel, bzw. deren sozialen Lebensraum, öffnen (vgl. Füssenhäuser 2006, S.135).

Als Beispiel für die unterschiedlichen Akzentuierungen in der Lebensweltorientierung, die sich durch die verschiedenen Institutionen mit ihren differenzierenden Arbeitsaufträgen herausbilden, führt Thiersch (vgl. 1993, S.19) die Straßensozialarbeit mit Jugendlichen an: So besteht in diesem Feld das besondere Problem darin, das Vertrauen der Heranwachsenden in der Offenheit des Lebensfelds und der dort tonangebenden normativen Orientierung zu gewinnen und zu halten.

Weitere Parallelen zur Feldforschung in den Sozialwissenschaften sind zu finden in den von Thiersch (Ebd.: S.22-23) formulierten lebensweltorientierten sozialpädagogischen/sozialarbeiterischen Kompetenzen:

- Die Fähigkeit zur **Präsenz**, sich den Verhältnissen auszusetzen.
- Die Fähigkeit gegebene Verhältnisse zu **verstehen**.
- Die Fähigkeit **Vertrauen** zu stiften und aufrechtzuerhalten.
- Die Fähigkeit in Konflikten und Schwierigkeiten zu **vermitteln**.
- Die Fähigkeit zur **Phantasie**, um in gegebenen Schwierigkeiten Alternativen und freie Optionen zu entwickeln.
- Die Fähigkeit Verhältnisse zu **strukturieren** und längerfristige Arbeitskonzepte **durchzuhalten**.
- Die Fähigkeit zu **planen**, zu **organisieren** und zu **managen**.

Thiersch (vgl. 1993, S.23-24; Füssenhäuser 2006, S.135-136) warnt in seinen Ausführungen zum Begriff "strukturierte Offenheit" vor den Gefahren, die dieses durchaus anspruchsvolle Handlungsprofil für die in der Sozialarbeit Tätigen und für ihre Klientel mit sich bringt. Er weist darauf hin,

dass eine lebensweltorientierte Soziale Arbeit auf doppelte Weise gefährlich beziehungsweise in sich gefährdet ist:

- Durch die Unterstützung der Menschen in deren unmittelbaren Alltag bleibt jenen wenig Raum sich zu entziehen, sie sind der Sozialarbeit quasi ausgeliefert. Insofern wird das Ziel lebensweltorientierter Sozialarbeit, der Respekt vor der Eigensinnigkeit von Deutungsmöglichkeiten und Ressourcen in der Lebenswelt, gefährdet. Das Doppelmandat von Kontrolle und Hilfe (welches der Sozialarbeit eigen ist⁵) entwickelt dementsprechend eine prägnante Drastik. Diese Problematik erfordert Takt von Seiten der sozialarbeiterisch Tätigen. Unter anderem die Fähigkeit sich in den eigenen Möglichkeiten zurückzuhalten, andere Möglichkeiten zu sehen und in ihrem Eigensinn zu respektieren. Um, einhergehend mit der der Lebensweltorientierung innewohnenden Zudringlichkeit, den Lebensraum der AdressatInnen zu sichern, braucht es gesicherte, geklärte und transparente Arbeitsformen, die den obligatorischen Takt operationalisieren.
- Das hohe Gefährdungspotential für die Professionellen selbst liegt darin, dass sie sich im Zeichen der Lebensweltorientierung der anderen Welt der Klientel aussetzt. Burkhard Müller, welcher von Thiersch zitiert wird, formulierte die Metapher vom sozialen Tod, den die sozialarbeiterisch Tätigen sterben müssen (vgl. Thiersch 1993, S.23), wenn sie neben ihren angestammten Mustern des Weltverständnisses auch anderen Lebenswelten gerecht werden wollen. Sie handeln stets angesichts dessen, in die Strukturen der Lebenswelt der AdressatInnen hineingezogen zu werden und dabei die immer notwendige kritische Dekonstruktion des Alltags links liegen zu lassen. Dies kann möglicherweise zwei problematische Reaktionen nach sich ziehen. Einerseits kann diese Bedrohung dazu verführen sich in ihrer Rolle des/der Sozialarbeiters/Sozialarbeiterin aufzugeben,

⁵ Durch das Doppelmandat wird der Alltag Sozialer Arbeit bestimmt. Ohne in dieser Arbeit näher darauf einzugehen, sei an dieser Stelle lediglich festgehalten, dass mit dem Doppelmandat weitgehend festgelegt ist, dass und wie sich die subjektiven Hilfevorstellungen von Klientel und SozialarbeiterInnen an den gesetzlichen Regelungen zu relativieren haben (vgl. Schmidt-Grunert 1999, S.16).

z.B. in der Jugendarbeit eher Jugendliche/Jugendlicher unter Jugendlichen zu sein. Andererseits können Ängste erzeugt werden, die zu einem rigiden Rückzug auf die eigene Orientierung verleiten.

Es gilt den Verlust von Distanz und Kompetenz, die Voraussetzungen für klärende, strukturierende und alternative Problemlösung, zu verhindern. In der Sozialarbeit Tätige können durch vielfältige Mechanismen in Gefahr geraten, nur noch im Alltag mitzuschwimmen. Ihre Präsenz im Alltag drängt selbige in das Spiel von Projektionen, Erwartungen, von Übertragung und Gegenübertragung, in denen sie in ihren Möglichkeiten ebenso wie ihre Klientel strapaziert sind. Deswegen bedarf es neben methodischer Absicherung auch der Klärung des Arbeitsverhältnisses durch vertragsförmige Absprachen und die Institutionalisierung von Reflexion/Selbstreflexion in der Arbeit (vgl. Thiersch 1993, S.24-25).

"Einer lebensweltorientierten Sozialen Arbeit geht es nicht um eine Festschreibung des Gegebenen, sondern um Aufklärung und eine verändernde Praxis. Sie beinhaltet insofern immer auch ein emanzipatives, bildungsinteressiertes Moment und zielt auf eine Überschreitung von sowohl biographischen als auch gesellschaftlichen Perspektiven" (Füssenhäuser 2006, S.142).

Hilfe zur Selbsthilfe und Empowerment sind Ziele der lebensweltorientierten Sozialarbeit. Sie sieht Menschen in ihren Stärken, die aus der Zumutung von Bewältigungsaufgaben resultieren. Die Kompetenz zur Lebensbewältigung zielt darauf ab, eine Sicherheit im Lebenskonzept zu finden, die sich, trotz aller Belastungen und Überforderungen der heutigen Situation, gegen Ressentiment, Verzweiflung oder Ausbrüche in Gewalt und Sucht, behaupten kann (vgl. Grunwald und Thiersch 2004, S.34-35).

Nach Füssenhäuser (vgl. 2006, S.127) orientiert sich lebensweltorientierte Sozialarbeit zusammengefasst an ihrer Klientel (deren Deutungen der Lebensverhältnisse und deren Ressourcen) und an subjektbezogenen sowie gesellschaftlichen Bedingungen und Möglichkeiten. Die Schwierigkeiten und Probleme in der Komplexität des Alltags der AdressatInnen werden durch Stärkung ihrer Lebensräume, sozialer Bezüge, Ressourcen und (Selbst-) Hilfemöglichkeiten bearbeitet.

"Lebensweltlich zu arbeiten heißt [...], auf die in der Lebenswelt vorfindlichen Probleme von Menschen einzugehen und gemeinsam mit ihnen eine 'Vision' gelingenderen Lebens zu entwickeln und zu unterstützen" (Füssenhäuser 2006, S.127).

Heute besteht Alltagshandeln aus der Notwendigkeit und Anstrengung der Vermittlung. Sie ist Inszenierung von Alltäglichkeit und auch reflektiertes Alltagshandeln. Alltag bezieht sich trotz aller Brüche und aller Vermittlungsarbeit immer auf das für die Betroffenen Eingespielte. Dieses für die Beteiligten Selbstverständliche bleibt anderen verschlossen, unzugänglich. Da Selbstverständlichkeit und Zugänglichkeit nicht identisch sind und einander ausschließen können, muss der/die lebensweltorientiert Arbeitende aus seiner/ihrer Alltäglichkeit ausbrechen um die Anderen in ihrer Alltäglichkeit zu verstehen (vgl. Thiersch 2009b, S.45-46).

In den Worten von Thiersch (Ebd.: S.46) liegt ...

"...der kritische Impuls einer alltagsorientierten Sozialpädagogik [...] gerade darin, die Unterschiedlichkeiten zwischen der professionellen Alltäglichkeit und der der Adressaten deutlich zu machen und zu dem schwierigen und mühsamen Respekt vor Anderem, Fremdem zu nötigen".

5. Professionalität in der Sozialarbeit

Da Soziale Arbeit mit dem Alltag von Menschen zu tun hat, geht sie mit diesem Alltag um und findet weitgehend im Alltag selber statt. Das bedeutet, dass sie nicht nur in Beratungsstellen oder gesonderten Einrichtungen stattfindet, sondern oft auch dort, wo Menschen sich täglich aufhalten, wo sie leben, arbeiten und lernen, also unter anderem zu Hause, in der Schule oder im Stadtteil. Durch diese Unscheinbarkeit scheint sie vom Alltagsgeschehen geschluckt zu werden, es wird also oft nicht gesehen, dass auch in der Sozialen Arbeit wissenschaftliche Kenntnisse, begründete Methoden, professionell angeeignete Fähigkeiten und Kompetenzen erforderlich sind.

Das Prinzip der Alltagsorientierung bedeutet, sich auf den Alltag der KlientInnen einzulassen, die dort auftretenden Probleme ernst zu nehmen und sich an den konkreten Bedingungen und Ressourcen der jeweiligen Lebenswelt zu orientieren (vgl. Seithe 2010, S.35-36).

Es gilt, den Blick für eine detaillierte Wahrnehmung der beruflichen Praxis und damit für die dort agierenden Menschen, zusammen mit den vielfältigen Milieus, zu sensibilisieren. Dies gelingt durch die Ausrichtung auf eine "ethnographische Sichtweise" und die Einübung "ethnographischen Fremdverstehens" (vgl. Schmidt-Grunert 1999, S.17).

Poulsen (2009, S.14) schreibt folgendes über das Tätigkeitsfeld Soziale Arbeit:

"Der Beruf verlangt Empathiefähigkeit, Engagement und Interesse am Menschen, und die eigene Persönlichkeit kann als wichtigstes Instrument angesehen werden. Durch tiefe Einblicke in persönliche Lebensverhältnisse, in Lebensschicksale und Lebenshintergründe von Menschen sind Soziale Fachkräfte in besonderem Maße gefordert, ein professionelles Nähe-Distanz-Verhältnis zu wahren und sich von den Schicksalen der Menschen abgrenzen zu können".

Soziale Arbeit wird mit einer ganzheitlichen Sicht vom Menschen in seiner individuellen Eigenart und Entwicklung, seinem Lebensraum und seiner jeweils spezifischen Lebenssituation ausgeführt. Die engagierten Fachkräfte sind verpflichtet, bei der Durchsetzung der Grundrechte auf ein menschenwürdiges Leben und für die Selbstbestimmung ihrer Klientel

mitzuwirken. Der Grundpfeiler jedes Kontaktes mit den AdressatInnen ist eine professionelle Beziehung, in der die Professionellen ihre eigene Persönlichkeit als Werkzeug mit einbringen. In Zuge dessen bewegt sich diese Beziehung im Spannungsfeld zwischen einerseits interessiertem und engagiertem Einlassen auf die Lebenswelt der Klientel und andererseits der Fähigkeit sich abgrenzen und distanzieren zu können. Auch in schwierigen Lebenssituationen von KlientInnen den Unterschied zwischen Mitgefühl und Mitleid zu kennen, "Nein sagen" zu können, ist existenziell für die eigene Psychohygiene, welche wiederum eine fortwährende professionelle Beziehung ermöglicht. Durch die große Verantwortung und das hohe Engagement für Menschen, gepaart mit tiefen Einblicken in deren schwierige Lebensumstände, ist es eine besondere Herausforderung, den Balanceakt zwischen Nähe und Distanz zu meistern, um nicht auszubrennen und dauerhaft zu erkranken (vgl. Poulsen 2009, S.13-15).

Ein wichtiger Aspekt sozialpädagogischer Professionalisierungsprobleme ist die reflexive Verarbeitung von Beziehungen zwischen professionellen Helfern und KlientInnen. Es ist wichtig das Phänomen der Übertragung und Gegenübertragung, welches aus der psychoanalytischen Tradition heraus benannt wurde, zu beleuchten (vgl. Müller 1991, S.13).

"..... die Psychoanalyse mache die Beziehung zwischen Experte und Klient zum Gegenstand professionellen Wissens und Handelns; sie löse das Dilemma der Nicht-Unterscheidbarkeit von 'Klient' und 'Gegenstand' dadurch, daß sie das Verstehen zum Gegenstand eines professionellen Könnens mache, dessen Kern die Fähigkeit zur Gegenübertragungskontrolle ist" (Ebd.: S.67-68).

Die Fähigkeiten, systematisch die eigenen Wünsche an das Gegenüber in Zweifel zu ziehen, das eigene Nichtverstehen und die Fremdheit des Gegenübers nicht zuzudecken sondern auszuhalten, sind gefragt. Es gilt auch, die Wünsche des Gegenübers nach Verstanden werden, nach Lösungen, nach Unterstützungen und emotionaler Zuwendung nicht auf einen Arbeitskonsens umzumünzen, der auf manipulativer Basis steht, also nicht nur eine Abhängigkeit durch eine andere zu ersetzen (vgl. Ebd.: S.68).

Wichtige Rahmenbedingungen, die Hofer (vgl. 2002, S.29-31) für professionelle Sozialarbeit formuliert hat, sind:

- **Ausbildung:** Es gilt eine altersmäßige Überforderung zu verhindern. Je älter BerufsanfängerInnen an Jahren und Lebenserfahrung sind, desto eher können sie durch strukturiertes Arbeiten vermeiden auszubrennen. Durch die Ausweitung der Praktika während der Ausbildung können sich frischgebackene SozialarbeiterInnen ein genaueres Bild ihrer zukünftigen Arbeit machen und weisen zugleich ein höheres Durchschnittsalter auf.
- **Berufsbegleitung:** Supervision und gute Zusammenarbeit im Team, wie auch Fortbildungen, Seminare und Schulungen sind sehr hilfreich.
- **Arbeitszeit:** Klar vereinbarte Arbeitszeitregelungen werden als notwendig beschrieben. 40 oder mehr Wochenstunden sind oft problematisch.
- **Anzahl der Betreuungsfälle:** Eine Begrenzung der Fallzahlen verhindert extreme Belastungssteigerungen.
- **Anerkennung:** In der Sozialarbeit Tätige brauchen (so wie alle anderen auch) Anerkennung. Diese bekommen sie idealerweise von den Vorgesetzten, der Klientel, der Gesellschaft und auch mittels Einkommen. Oft wird die Bedeutung der Beziehung (und deren zeitliche Dauer) zu den jeweiligen KlientInnen betont, welche ein wesentlicher Faktor der Arbeit sind. Erfolge und Niederlagen werden im mehr oder weniger engen Kontakt mit ihnen erlebt und somit bestimmen sie in hohem Ausmaß die Zufriedenheit bzw. Unzufriedenheit der Fachkräfte.

In der Sozialarbeit Tätige nehmen nicht nur auf die Klientel, sondern auch auf das Lebensfeld Einfluss. Somit ist eine der Voraussetzungen für erfolgreiche Soziale Arbeit auch die Strukturen der jeweiligen Lebenswelt zu kennen und Feldkompetenz zu besitzen. Genau wie das Erscheinen der SozialarbeiterInnen in der Lebenswelt ihrer KlientInnen die Situation verändert, so ist der erste Auftritt im Lebensfeld eine Intervention (vgl. Pantuček 1998, S.101).

Grundsätzlich sollte, bevor der/die SozialarbeiterIn in das Lebensfeld der Klientel geht, sofern irgendwie möglich ihr Einverständnis über die Intervention eingeholt werden. Dem geht die Überlegung voraus, welche Wirkungen das Auftreten der SozialarbeiterInnen haben können. Abgesehen von Stigmatisierungsprozessen, mit allen negativen Folgen, ist es möglich statt den Einfluss der KlientInnen auf ihre eigenen Lebensumstände zu erhöhen, ihre Abhängigkeit und die Undurchschaubarkeit ihrer Situation zu vergrößern (vgl. Pantuček 1998, S.228).

5.1. Nähe und Distanz

Die enge Kopplung von Forschung und Feld in der Sozialarbeitsforschung erhöht nicht nur die Gefahr eines "going native". Es verführt zu einem vorschnellen Gleichsetzen von Forschungs- und Praxisperspektive und somit zur unüberlegten Übernahme von Problemsichten, Sprachformen und Erklärungsmodellen der Praxis durch die Forschung. Eine gewisse Romantisierung der Beziehung zu den Beforschten und die Verwechslung von Solidarität mit Solidität, bzw. von emotional-politischer Nähe mit Einsicht, liegt somit im Raum (vgl. Wolff 2005, S.121-122).

Wolff (Ebd.: S.123) stellt vier zueinander widersprüchliche Ebenen des **Distanzproblems** in der sozialarbeiterischen Forschung als Fragen an Forschende:

- Die eigenständige Problemsicht: Wie wird thematisiert, beschrieben und erklärt, im Gegensatz zu wie sich das Untersuchungsfeld selbst thematisiert, beschreibt und erklärt?
- Die Irritierbarkeit durch die Eigensinnigkeit des Gegenstandes: Haben das Feld und die Daten eine Chance gegen den analytischen Zugriff?
- Das Rollenverständnis: Ist klar, aus welcher Position heraus beobachtet wird? Ist der Unterschied der Perspektive der Forschung zu der des Feldes deutlich? Wie wird mit den Ansprüchen des Feldes umgegangen und was kann der/die Forschende von sich aus anbieten?

- Die AdressatInnen-Bezogenheit: Bekommt der/die Lesende genügend Material an die Hand, um die Analyse nachvollziehen und problematisieren zu können?

In der Praxis der Sozialarbeit ist die Frage nach Nähe und Distanz im alltäglichen Umgang mit der Klientel und den KollegInnen allgegenwärtig. Diese Frage berührt eine der zentralen Dimensionen des Selbstverständnisses Sozialer Arbeit, wobei sie oft zwischen zwei entgegengesetzten Polen verstanden und gelebt wird. Auf der einen Seite gibt es jene, die auf Nähe bestehen, also darauf, dass sozialarbeiterisches Handeln durch die Qualität der Beziehungsarbeit bestimmt ist, dem Sich-Einlassen, dem Aufbau von Vertrauen, Beziehungen und Empowerment. Auf der anderen Seite stehen die, die in der professionellen Fähigkeit zur Distanz das eigentliche Charakteristikum sozialarbeiterischen Handelns sehen (vgl. Thiersch 2009a, S.121).

Eine allgemeine professionstheoretische These lautet, dass professionelles Handeln im Gegensatz zum laienhaften Alltagshandeln dazu in der Lage ist, Nähe und Distanz zu seinen AdressatInnen und deren Problemen miteinander zu vereinbaren. Professionelle Arbeitsbeziehungen sind demnach insofern nahe und distanziert zugleich, als dass sie Intimeres betreffen können, als eine sehr enge private Beziehung und zur selben Zeit distanzierter sein können, als bloß funktionale Beziehungen (vgl. Müller 2007, S.141).

6. Fazit

Die Soziale Arbeit als Beruf hat zwar im letzten Jahrhundert eine bedeutende Entwicklung und besonderes Wachstum erreicht, aber dennoch wird in der Literatur zur Professionalisierung der Sozialen Arbeit kaum versäumt, auf ihre untergeordnete Position, das ungenügende Ansehen, die fehlende Autonomie und weitere auf Machtlosigkeit deutende Merkmale, hinzuweisen (vgl. Nadai et al. 2005, S.9 und S.11).

Dieser Umstand vermag vielleicht den Hintergrund zu erklären, dem die Entstehung der in dieser Bachelorarbeit abgehandelten Hypothese zu verdanken ist. Gerade die besonderen Herausforderungen, denen SozialarbeiterInnen gegenüberstehen, werden mehrfach von unterschiedlichen Seiten, aus dem Blickwinkel anderer wissenschaftlicher Professionen aufgerollt. Eine bestimmte Schwierigkeit wird aus nahezu jeder Richtung betrachtet: die einzigartige Balance zwischen Nähe und Distanz, das Einlassen auf die Lebenswelt anderer und das gleichzeitige Wahren der professionellen Rolle, die Fähigkeit, mit dem Alltag der Klientel zu verschmelzen und dennoch die eigene Grenze zu erhalten, das Annehmen der subjektiven Wahrnehmung der Betroffenen ohne die Objektivität des Sozialarbeiters oder der Sozialarbeiterin aufzugeben.

Dieser Bereich wird auf so viele verschiedene Arten und Weisen angesprochen und abgehandelt wie kaum ein anderer, was auf eine ganz besondere Stellung und Wichtigkeit in der Sozialarbeit, aber auch der Sozialarbeitsforschung schließen lässt. Über diese lässt sich einem Begriff auf die Spur kommen, der in diesem Zusammenhang von großer Relevanz ist. Er steht für einen Vorgang, bei dem die Rolle des/der sozialarbeiterisch Tätigen, sei es in der Forschung oder in der Praxis, zugunsten einer übermäßigen Identifikation mit den Beforschten/der Klientel aufgegeben wird: das "going native". Dieses Phänomen, welches im Rahmen der teilnehmenden Beobachtung der sozial- und kulturwissenschaftlichen Feldforschung als erstes beschrieben wurde, betrifft Fachleute die mit Menschen in deren Lebenswelt tätig sind. Daraus resultiert auch die Bedeutung für die Sozialarbeit und Sozialarbeitsforschung, da bei beiden das

Einlassen auf die Lebenswelt notwendig ist. Die Professionalität gibt SozialarbeiterInnen die Strukturen vor, laut denen sie arbeiten sollen. Sie spricht den Nähe-Distanz-Konflikt an und ein Aspekt dessen ist "going native".

Der im Grunde rassistische Ursprung der Begriffsbildung von "going native" darf nicht außer Acht gelassen werden, da dieser zu erklären vermag, wieso der erstmalige Versuch, den Vorgang unter diesem Begriff abzuhandeln, sich nicht durchsetzen konnte. Dieser Ausdruck wurde in der Kolonialzeit von den weißen europäischen Herrschaftseliten angewandt und beschreibt abschätzig den Abstieg in Kultur und Bräuche der einheimischen Bevölkerung und deren Einverleibung. Noch drastischer wird dies über das deutschsprachige Äquivalent Verkaffern deutlich, welches buchstäblich "Schwarz-Werden" (Axter 2005, S.39) bedeutet. Dass dieser Prozess damals nicht als positiv bewertet wurde, sondern vielmehr bei den meisten Kolonisten mit Angst und Abwertung einher ging, muss wohl nicht weiter erläutert werden. Verständlicherweise wird "going native" im Sprachgebrauch unserer heutigen liberalen und anti-rassistischen Gesellschaft als ein eher abfälliger und beleidigender Terminus empfunden (vgl. Caslin o.J., <http://www.qub.ac.uk>).

Umso spannender wird dadurch die Diskussion um die Begriffsdefinition von "going native" innerhalb der qualitativen Forschungsmethoden. In den Sozial- und Kulturwissenschaften war es allgemein üblich, "going native" als eine negative Erscheinung, die dem Forschungsprozess grundsätzlich hinderlich ist, zu betrachten. Eine solche Betrachtungsweise deckt sich auch mit den Ursprüngen des Begriffs aus dem allgemeinen Sprachgebrauch. Die Integration der Person des/der Forschenden in die Forschung wird als Unvermögen von Seiten Forschender interpretiert, sich von den Ereignissen, an denen teilgenommen wird abzugrenzen. Um "going native" und "over-report" und dem daraus folgenden Infragestellen der wissenschaftlichen Kompetenz zu entgehen, wählen viele AkademikerInnen den entgegengesetzten Pfad des "going academic" (vgl. Fuller 1999, S.121), also einer bewussten Distanzierung vom Forschungsfeld.

Es treten jedoch vermehrt WissenschaftlerInnen auf den Plan, die ganz im Gegenteil dazu den möglichen Nutzen einer tiefergreifenden Bewegung in das Feld hinein hervorheben. So spricht unter anderem Tresch (vgl. 2001, S.303) davon, dass Forschende durch "going native", der aktiven Teilnahme an den Systemen die erforscht werden, die Möglichkeiten der teilnehmenden Beobachtung erweitern können. Tresch definiert "going native" als überschreiten der Grenze von Objektivität zu einem Grad, der Forschenden ermöglicht die Welt der Beforschten unter den gleichen Bedingungen wie sie zu erfahren. Er argumentiert die Gültigkeit und die Notwendigkeit einer solchen Vorgehensweise und spricht sowohl Probleme als auch Vorteile an, die diese mit sich bringt.

In diese Kerbe schlägt auch Girtler (vgl. 2001, S.80-81), der sehr pointiert "das Scheinproblem des going native" (Ebd.: S.78) anspricht und die Notwendigkeit einer Identifikation mit dem Feld argumentiert. Es ist möglich, sich mit der beforschten Gruppe oder Person zu identifizieren und persönliches Engagement für sie an den Tag zu legen. Der positive Aspekt von "going native" in diesem Sinne (und somit auch der Tradition Malinowskis entsprechend) liegt darin, dass dies wesentlich zu einem besseren Verstehen von deren Lebenswelt beitragen kann und somit auch der Forschungsarbeit förderlich ist. Seiner Meinung nach ist es dabei wichtig, im Rahmen der teilnehmenden Beobachtung nicht sozialarbeiterisch Tätig zu werden, d.h. nicht in eine sozialarbeiterische Rolle zu rutschen, da diese auf ein anderes Ergebnis hin zielt.

Der Gedanke, dass es wichtig sei, im Feld die professionelle Rolle (sei es als SozialarbeiterIn oder Soziologe/Soziologin) nicht zu verlieren, um zielorientiert arbeiten zu können, ist durchaus professionsübergreifend.

Dieser Rollenkonflikt wird in der Diskussion über Professionalität in der Sozialarbeit aufgegriffen. Von SozialarbeiterInnen wird verlangt, ein professionelles Nähe-Distanz-Verhältnis zu wahren und gleichzeitig tiefe Einblicke in die persönlichen Lebensverhältnisse von Menschen zu tätigen.

Der Anspruch einer lebensweltorientierten Sozialen Arbeit stellt SozialarbeiterInnen vor besondere Herausforderungen. Sie verlangt von

ihnen, sich auf den Alltag der KlientInnen einzulassen und auf die in der Lebenswelt befindlichen Probleme einzugehen. Dem gegenüber steht die Schwierigkeit sich dennoch abzugrenzen, um den Verlust von Distanz und professioneller Kompetenz zu verhindern.

Auch im Rahmen der Sozialarbeitsforschung werden Praktizierende mit dieser Anforderung konfrontiert. Im Rahmen der qualitativen Methoden wird erörtert, dass Forschende sich auf Subkulturen und deren Strukturen einlassen und dennoch eine Affinität zur Distanz bewahren müssen.

Der Fokus soll auf die Erarbeitung von Strategien zur Vermeidung der Probleme, die durch "going native" entstehen können, gerichtet werden. Die lebensweltorientierte Sozialarbeit ist darauf angewiesen, dass die Professionellen sich der anderen Welt der Klientel aussetzen, wobei dem ein ausgeglichenes Nähe-Distanz-Verhältnis gegenüberstehen muss. Die Sozialarbeitsforschung möchte die sozialen Lebenswelten umfassend ergründen, was nur möglich ist, wenn es Methoden gibt um zu verhindern, dass die lebensweltlich drängenden Probleme Forschende mitreißen.

In der Sozialen Arbeit sind wissenschaftliche Kenntnisse, begründete Methoden, professionell angeeignete Fähigkeiten und Kompetenzen erforderlich. Die Professionalität in der Sozialarbeit verlangt eine professionelle Beziehung im Kontakt mit AdressatInnen und sie betont auch im Besonderen die Bedeutung des Balanceakts zwischen Nähe und Distanz für die eigene Psychohygiene.

Die oft formulierten, aber immer wieder anders gestalteten Ausführungen im Rahmen des Nähe-Distanz-Konflikts fallen auf. Sei es in der Soziologie, der Kulturanthropologie oder der Sozialarbeit und der Sozialarbeitsforschung, wird in der Fachliteratur häufig von der Notwendigkeit gesprochen, Prozesse, die einem "going native" gleichzusetzen sind, zu vermeiden, ohne dass allen Ausführungen ein gemeinsamer Begriff wie der genannte zugrundeliegt.

Diese Arbeit ist auch als ein Versuch anzusehen, die Gemeinsamkeiten in den verschiedenen Beschreibungen hervorzuheben und den Zusammenhang mit dem Begriff "going native" herauszuarbeiten. Dadurch

soll eine zentralisierte Analyse dieses wichtigen Aspekts innerhalb der Sozialarbeit und Sozialarbeitsforschung erreicht werden, die es möglich macht in weiterer Folge den Schwerpunkt auf die Erarbeitung von Strategien zur Vermeidung der Probleme, die durch "going native" entstehen können zu legen.

Zusammengefasst ist festzustellen, dass sich der Begriff "going native" mit der Zeit bewegt hat. In der wissenschaftlichen Fachsprache ist zu erkennen, dass "going native" sich von einem als prinzipiell negativ und verpönt gesehenen Prozess entfernt. Im wissenschaftlichen Diskurs wird mittlerweile viel differenzierter auf die möglichen Vorteile aber auch Gefahren, die dieser Vorgang methodisch mit sich bringt, eingegangen. Dies ist unter anderem der Tatsache zu verdanken, dass es immer mehr Forschende gibt, die aus ihrer Biographie heraus den von ihnen beforschten Gruppen zugehörig sind. Ob dies jetzt indigene Bevölkerungsgruppen in der klassischen Sozialforschung sind, oder z.B. die Sozialarbeitsforscherin Valli Kanuha die sich selbst als "native social work researcher" bezeichnet, wird in der Literatur vom "native/insider researcher" gesprochen (vgl. Kanuha 2000, S.441). Dieses "being native" (vgl. Ebd.: S.439) wird spannend in Anbetracht der Frage, inwieweit diese "insider researcher" im Zuge einer teilnehmenden Beobachtung riskieren, zu weit in eine rein beobachtende Rolle zu fallen um sich abzugrenzen (vgl. Kanuha 2000, S. 439; Labaree 2002, S.97).

Dieses Aufrollen der Betrachtung von "going native" aus der komplett entgegengesetzten Richtung verdeutlicht, dass es durch einen offenen Diskurs ohne Beharren auf althergebrachte Zuschreibungen möglich ist, neue Aspekte und Möglichkeiten für die Praxis zu erschließen und damit negative Begleiterscheinungen vermeiden zu helfen.

Literaturverzeichnis

- Axter, Felix (2005): Die Angst vor dem Verkaffern - Politiken der Reinigung im deutschen Kolonialismus, in: Werkstatt Geschichte, Vol.39, Essen, Klartext Verlag, S.39-53.
- Caslin, Sinead o.J.: 'Going native', URL: <<http://www.qub.ac.uk/imperial/key-concepts/Going-native.htm>> (Stand: 12.09.2012).
- Coffey, Amanda (1999): The Ethnographic Self - Fieldwork and the Representation of Identity, London, SAGE Publications.
- Dausien, Bettina (2007): Reflexivität, Vertrauen, Professionalität - Was Studierende in einer gemeinsamen Praxis qualitativer Forschung lernen können, in: Forum Qualitative Sozialforschung, Vol.8, Nr.1, <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0701D4Da3>.
- Dove, Karl (1920): Verkaffern, in: Schnee, Heinrich (Hg.): Deutsches Kolonial-Lexikon, Bd. 3, Leipzig, Quelle & Meyer, S.606
- Fuller, Duncan (2004): Going Native, in: Lewis-Beck, Michael S.; Bryman, Alan; Liao, Tim F. (Hg.): The SAGE Encyclopedia of Social Science Research Methods 2, Thousand Oaks, SAGE Publications, S.434-435.
- Füssenhäuser, Cornelia (2006): Lebensweltorientierung in der Sozialen Arbeit, in: Dollinger, Bernd und Raithel, Jürgen (Hg.): Aktivierende Sozialpädagogik - Ein kritisches Glossar, Wiesbaden, VS Verlag für Sozialwissenschaften, S.127-144.
- Galuske, Michael (2007): Methoden der Sozialen Arbeit - Eine Einführung, 7. Aufl., Weinheim, Juventa Verlag.
- Gander, Hans-Helmuth (Hg.) (2010): Husserl-Lexikon, Darmstadt, Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Girtler, Roland (2001): Methoden der Feldforschung, 4. Aufl., Wien, Böhlau Verlag.

Girtler, Roland (2009): 10 Gebote der Feldforschung, 2. Aufl., Wien, LIT Verlag.

Goffman zit. nach Suchanek-Fröhlich (1986): Möglichkeiten und Grenzen der wissenschaftlichen Untersuchung von Gruppen unter außergewöhnlichen Umweltbedingungen, in: Mitteilungen der Österreichischen Gesellschaft für Tropenmedizin und Parasitologie, Vol.8, o.O., S.184,

Grunwald und Thiersch zit. nach Füssenhäuser (2006): Lebensweltorientierung in der Sozialen Arbeit, in: Dollinger, Bernd und Raithel, Jürgen (Hg.): Aktivierende Sozialpädagogik - Ein kritisches Glossar, Wiesbaden, VS Verlag für Sozialwissenschaften, S.134.

Grunwald, Klaus und Thiersch, Hans (2004): Das Konzept Lebensweltorientierte Soziale Arbeit - einleitende Bemerkungen, in: Grunwald, Klaus und Thiersch, Hans (Hg.): Praxis Lebensweltorientierter Sozialer Arbeit - Handlungszugänge und Methoden in unterschiedlichen Arbeitsfeldern, München, Juventa Verlag, S.13-39.

Hauser-Schäublin, Brigitta (2008): Teilnehmende Beobachtung, in: Beer, Bettina (Hg.): Methoden ethnologischer Feldforschung, Berlin, Dietrich Reimer Verlag, S.37-58.

Hofer, Konrad (2002): Helfen wollen und die Welt verändern - Arbeitsbedingungen von Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeitern, Wien, ÖGB Verlag.

Kanuha, Valli Kallei (2000): "Being" Native versus "Going Native" - Conducting Social Work Research as an Insider, in: Social Work, Vol.45, Nr.5, S.439-447.

Koller und Kokemohr zit. nach Schmidt-Grunert (2004): Teil 1 - Grundlagen, in Marianne Schmidt-Grunert (Hg.): Sozialarbeitsforschung konkret - Problemzentrierte Interviews als qualitative Erhebungsmethode, 2. Aufl., Freiburg im Breisgau, Lambertus-Verlag, S.12-13.

- Mieg, Harald A. und Näf, Matthias (2005): Experteninterviews, 2. Aufl., Institut für Mensch-Umwelt-Systeme, ETH Zürich.
- Miller, S. M. (1952): The participant observer and "over-rapport", in: American Sociological Review Vol.17, Nr.6, S.97-99.
- Müller, Burkhard (1991): Die Last der großen Hoffnungen - Methodisches Handeln und Selbstkontrolle in sozialen Berufen, Weinheim, Juventa Verlag.
- Müller, Burkhard (2007): Nähe, Distanz, Professionalität - Zur Handlungslogik von Heimerziehung als Arbeitsfeld, in: Dörr, Margret und Müller, Burkhard (Hg.): Nähe und Distanz - Ein Spannungsfeld pädagogischer Professionalität, 2. Aufl., Weinheim, Juventa Verlag, S.141-157.
- Müller zit. nach Thiersch (1993): Strukturierte Offenheit - Zur Methodenfrage einer lebensweltorientierten Sozialen Arbeit, in: Rauschenbach, Thomas; Ortmann, Friedrich; Karsten, Maria-E. (Hg.): Der sozialpädagogische Blick - Lebensweltorientierte Methoden in der Sozialen Arbeit, Weinheim, Juventa Verlag, S.23.
- Nadai, Eva; Sommerfeld, Peter; Bühlmann, Felix et al. (2005): Fürsorgliche Verstrickung - Soziale Arbeit zwischen Profession und Freiwilligenarbeit, Wiesbaden, VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Padgett, Deborah K. (1998): Qualitative Methods in Social Work Research - Challenges and Rewards, Thousand Oakes, SAGE Publications.
- Pantuček, Peter (1998): Lebensweltorientierte Individualhilfe - Eine Einführung für soziale Berufe, Freiburg im Breisgau, Lambertus-Verlag.
- Poulsen, Irmhild (2009): Burnoutprävention im Berufsfeld Soziale Arbeit - Perspektiven zur Selbstfürsorge von Fachkräften, Wiesbaden, VS Verlag für Sozialwissenschaften.

- Platt, Jennifer (2004): Participant Observation, in: Lewis-Beck, Michael S.; Bryman, Alan; Liao, Tim F. (Hg.): The SAGE Encyclopedia of Social Science Research Methods 2, Thousand Oaks, SAGE Publications, S.797-799.
- Reinhold, Gerd (Hg.); Lamnek, Siegfried; Recker, Helga (2000): Soziologie-Lexikon, 4. Aufl., München, Oldenbourg Wissenschaftsverlag.
- Schilling, Johannes und Zeller, Susanne (2010): Soziale Arbeit - Geschichte/Theorie/Profession, 4. Aufl., München, Ernst Reinhardt Verlag.
- Schmidt-Grunert, Marianne (1999): Teil 1 - Grundlagen, in Marianne Schmidt-Grunert (Hg.): Sozialarbeitsforschung konkret - Problemzentrierte Interviews als qualitative Erhebungsmethode, Freiburg im Breisgau, Lambertus-Verlag, S.11-68.
- Schmidt-Grunert, Marianne (2004): Teil 1 - Grundlagen, in Marianne Schmidt-Grunert (Hg.): Sozialarbeitsforschung konkret - Problemzentrierte Interviews als qualitative Erhebungsmethode, 2. Aufl., Freiburg im Breisgau, Lambertus-Verlag, S.11-68.
- Schrödter, Mark (2005): Sozialpädagogische Forschungskompetenz - Zur Ethnographie der Welt präsentativer Formen und der Hermeneutik der Welt als Text, in: Schweppe, Cornelia und Thole, Werner (Hg.): Sozialpädagogik als forschende Disziplin - Theorie/Methode/Empirie, Weinheim, Juventa Verlag, S.63-69.
- Schütz, Alfred und Luckmann, Thomas (1975): Strukturen der Lebenswelt, Neuwied, Luchterhand Verlag.
- Schütze zit. nach Atteslander (1993): Methoden der empirischen Sozialforschung, 7. Aufl., Berlin, Walter de Gruyter, S.172.
- Schütze, Fritz (1983): Biographieforschung und narratives Interview, in: Neue Praxis, Vol.13, Nr.3, S.283-293, <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0168-ssoar-53147> .

- Schwendemann, Wilhelm (2006): Rezension - Cornelia Schweppe (Hrsg.) (2003). Qualitative Forschung in der Sozialpädagogik, in: Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research, Vol.7, Nr.2, Art.8, <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs060283> .
- Seithe, Mechthild (2010): Schwarzbuch Soziale Arbeit, Wiesbaden, VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Stangl, Werner (o.J.): Die Beobachtung, URL: <<http://arbeitsblaetter.stangl-taller.at/FORSCHUNGSMETHODEN/Beobachtung.shtml>> (Stand: 12.09.2012).
- Stangl, Werner (o.J.): Narratives Interview, URL: <<http://arbeitsblaetter.stangl-taller.at/FORSCHUNGSMETHODEN/NarrativesInterview.shtml>> (Stand: 12.09.2012).
- Stangl, Werner (o.J.): Problemzentriertes Interview, URL: <<http://arbeitsblaetter.stangl-taller.at/FORSCHUNGSMETHODEN/ProblemzentriertInterview.shtml>> (Stand: 12.09.2012).
- Thiersch, Hans (1993): Strukturierte Offenheit - Zur Methodenfrage einer lebensweltorientierten Sozialen Arbeit, in: Rauschenbach, Thomas; Ortmann, Friedrich; Karsten, Maria-E. (Hg.): Der sozialpädagogische Blick - Lebensweltorientierte Methoden in der Sozialen Arbeit, Weinheim, Juventa Verlag, S.11-28.
- Thiersch, Hans (2009a): Schwierige Balance - Über Grenzen, Gefühle und berufsbiographische Erfahrungen, Weinheim, Juventa Verlag.
- Thiersch, Hans (2009b): Lebensweltorientierte Soziale Arbeit - Aufgaben der Praxis im sozialen Wandel, 7. Aufl., Weinheim, Juventa Verlag.
- Tresch, John (2001): On Going Native - Thomas Kuhn and Anthropological Method, in: Philosophy of the Social Sciences, Vol.31, Nr.3, Sage Publications, S.302-322.

Völter, Bettina (2008): Verstehende Soziale Arbeit - Zum Nutzen qualitativer Methoden für professionelle Praxis, Reflexion und Forschung, in: Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research, Vol.9, Nr.1, <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0801563> .

Walgenbach, Katharina (2006): Soziale Ungleichheit, kulturelle Unterschiede - Verhandlungen des 32. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in München, in: Rehberg, Karl-Siegbert (Hg.) Frankfurt am Main (Teilbd. 1 und 2.), Campus Verlag, Konferenzbeitrag, S.1705-1717, <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0168-ss0ar-144338> .

Witzel, Andreas (2000). Das problemzentrierte Interview, in: Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research, Vol.1, Nr.1, Art.22, <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0001228> .

Wolff, Stephan (2005): Standards für die sozialpädagogische Forschung, in: Schweppe, Cornelia und Thole, Werner (Hg.), Sozialpädagogik als forschende Disziplin - Theorie, Methode, Empirie, Weinheim, Juventa Verlag, S.115-133.

URL: <http://dictionary.reverso.net/english-definition/go%20native>> (Stand:12.09.2012).

URL: http://oxforddictionaries.com/definition/english/native?q=going+native#native_13> (Stand: 12.09.2012).

URL: <http://www.sign-lang.uni-hamburg.de/projekte/slex/seitendvd/konzepte/l52/l5278.htm>> (Stand: 12.09.2012).

URL: <http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Lebensweltorientierung&oldid=107297041>> (Stand: 12.09.2012).

URL: <<http://www.wirtschaftslexikon24.net/e/going-native/going-native.htm>>
(Stand: 12.09.2012).